

# KAPITEL 1

»Sagst du es, oder soll ich?«, fragte Martine.

Levi seufzte und musterte die Leiche. Phillip Dreyer saß aufrecht in seinem eleganten ergonomischen Bürosessel, die Unterarme auf den breiten Mahagonischreibtisch gestützt, als würde er einen Klienten empfangen. Das Bild wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, dass man ihm in einem klaffenden Bogen die Kehle von Ohr zu Ohr aufgeschlitzt hatte und sein Kopf schräg nach hinten geklappt war. Blut tränkte die Brust seines Designeranzugs und sammelte sich an der Tischkante.

Seine Augen standen offen.

»Möglicherweise haben wir es mit einem Serienkiller zu tun«, meinte Levi.

Martine übernahm sofort die Rolle des *Advocatus Diaboli*. »Zwei Leichen mit ähnlicher Vorgehensweise bedeuten nicht automatisch einen Serienmörder. Genau genommen können wir nicht einmal von einem Muster sprechen.« Ihr Akzent war Brooklyn durch und durch. Nichts war zu spüren von dem breiten Haitianisch ihrer Kindheit, das nur dann durchschimmerte, wenn sie aufgeregt war.

Levi trat näher an den Schreibtisch heran. Aus reiner Gewohnheit ließ er die Hände in den Taschen, obwohl er Einweghandschuhe trug.

In dem großen Büro wimmelte es wie in einem Bienenstock. Beamte in Uniform plauderten an der Tür miteinander, der Fotograf schoss Aufnahmen aus allen Blickwinkeln, und die Spurensicherung durchkämmte den Raum nach einem vorher festgelegten Raster. Levi ignorierte all das und konzentrierte sich auf ein spezielles Detail.

Aus der Brusttasche von Dreyers Jackett ragte, mit Blut bespritzt, aber noch erkennbar, eine einzelne Spielkarte – die Pik-Sieben.

Als Levi um den Schreibtisch herumging, sah er, dass das blutige Einstecktuch, das sich ursprünglich in Dreyers Brusttasche befunden hatte, achtlos neben ihm auf den Boden geworfen worden war. Ihm fiel die Position auf, dann wandte er sich wieder zu Martine. »Pik-Sieben. Genau wie bei Billy Campbell.«

»Das ist schon unheimlich«, sagte sie. »Aber wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

»Die wenigsten Mörder hinterlassen eine Visitenkarte.«

»Möglicherweise schon, wenn sie ihre Motive verschleiern und die Cops auf eine falsche Fährte locken wollen.«

Er nickte. »Du meinst, dass der Täter einen persönlichen Grund gehabt haben könnte, beide Männer zu töten?« Auf den ersten Blick war keine Verbindung erkennbar. Abgesehen davon, dass sie weiße Männer mittleren Alters gewesen waren – und die Tatorte sich auf makabre Weise ähnelten –, hatten Dreyer und Campbell nichts gemeinsam. Dreyer hatte als sehr erfolgreicher Vermögensberater bei der prominenten Firma Skyline Financial Services gearbeitet, während Campbell ein verkommener Säufer gewesen war, der sich aus mehreren Anklagen wegen häuslicher Gewalt und Drogenbesitz herausgewunden hatte. Sie hatten in völlig verschiedenen Welten gelebt.

»Möglich wäre es. Statistisch betrachtet ist das wahrscheinlicher, als dass sie beide Opfer eines Serienmörders geworden sind.«

Die Polizei hatte die Information mit der Spielkarte bei Campbells Ermordung unter Verschluss gehalten. Wenn es also keine undichte Stelle im Dezernat und keinen eingeweihten Nachahmungstäter gab, waren beide Männer von derselben Person getötet worden. Levi hoffte, dass den Morden *tatsächlich* ein privates Motiv zugrunde lag. Das würde es verdammt viel leichter machen, den Killer zu fassen.

Er stand jetzt direkt hinter Dreyers Leiche und ließ den Blick über Stuhl und Schreibtisch gleiten. Der Rechtsmediziner war noch nicht eingetroffen, aber Levi hatte in seinen vier Jahren bei der Mordkommission genügend Tatorte gesehen, um einschätzen zu können, dass der Todeszeitpunkt etwa zwei oder drei Stunden zurücklag. Die Kehle von hinten durchgeschnitten, Tod durch massiven Blutverlust ...

Martine runzelte die Stirn und beugte sich vor, um die Leiche von der anderen

Seite zu untersuchen. Ihre kurzen, federnden Korkenzieherlocken fielen ihr ins Gesicht, und sie schüttelte sie ungeduldig zurück. »Keine Anzeichen eines Kampfes.«

Er hatte gerade dasselbe gedacht. Langsam drehte er sich um sich selbst, um sich einen Eindruck vom ganzen Raum zu verschaffen.

Das Büro war beeindruckend. Eine Seite bestand vollständig aus bodentiefen Fenstern mit fantastischem Blick auf den funkelnden Las Vegas Strip fünfundzwanzig Stockwerke weiter unten. Dreyer hatte seinen Schreibtisch in der Mitte davor positioniert, sodass er nur ein, zwei Meter entfernt mit dem Rücken zur Glasfront saß. Der einzige Eingang zum Büro war die Tür auf der gegenüberliegenden Seite, leicht diagonal zum Tisch versetzt, und dazwischen lag eine große Fläche mit poliertem Hartholzparkett.

Schlussfolgerung: Der Killer hatte nicht viel Platz gehabt, um hinter Dreyer zu treten, und keinerlei Möglichkeit, sich ihm unbemerkt zu nähern. Trotzdem schien das Opfer nicht einmal versucht zu haben, aufzustehen. Levi würde einen genaueren Blick darauf werfen, sobald die Leiche bewegt werden durfte, aber er konnte keine Abwehrverletzungen an Armen oder Händen des Mannes erkennen.

»Der Mörder hat ihn überrascht?«, fragte Levi zweifelnd.

»Wie vielen Menschen erlaubst *du* denn, hinter dir zu stehen, wenn du sitzt?«

*So wenigen, dass ich sie an einer Hand abzählen kann und noch Finger übrig habe.*

Der Schreibtisch war penibel aufgeräumt – Dreyer hatte nach nichts gegriffen, nicht zur Verteidigung und auch nicht in Panik, als er das Messer an der Kehle spürte. Natürlich konnte der Killer den Schauplatz nach Dreyers Tod beliebig verändert haben, aber in diesem Fall hätten die Blutspritzer etwas anderes erzählt.

Levis Interpretation lautete, dass Dreyer gehorsam still gehalten hatte, als ihm jemand die Kehle durchschnitt, und einfach sitzen geblieben war, während er verblutete. *Warum?*

Ein paar Zentimeter von Dreyers rechter Hand entfernt stand ein Kristallglas mit einer kleinen Menge von einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit. Levi kniff die Augen zusammen.

»Campbell war doch zum Zeitpunkt seines Todes high, nicht wahr?«, fragte er.

»Ja, er hatte alles Mögliche eingeworfen. Ich glaube allerdings, für ihn wäre es ungewöhnlich gewesen, *nicht* high zu sein.«

»Was genau hatte er genommen?«

Sie zog ein Notizbuch aus der Innentasche ihres Jacketts und blätterte darin.  
»Methamphetamine, Spuren von Oxycodon und Adderall, ein bisschen Marihuana obendrauf und ...« Sie gab einen nachdenklichen Laut von sich. »Ketamin. Jede Menge davon.«

Ihre Blicke trafen sich, ehe die beiden das Glas auf dem Tisch betrachteten.

Ketamin war eine dissoziative Droge. Eine ausreichend hohe Dosis konnte den Konsumenten in Trance versetzen und sogar eine zeitweilige Paralyse auslösen. Ein Mensch, der genügend Ketamin intus hatte, war nicht mehr in der Lage, sich gegen einen Angreifer zu wehren. Das war einer der Gründe, warum es manchmal als Vergewaltigungsdroge eingesetzt wurde.

Campbell war als Drogenabhängiger bekannt gewesen, daher hatte der Toxikologiebericht keine Alarmglocken läuten lassen. Sollte allerdings auch Dreyer positiv auf Ketamin getestet werden, wäre das eine augenfällige Parallele und eine erste handfeste Spur.

Levi winkte einer Frau von der Spurensicherung. Sie ließ sofort alles stehen und liegen und kam zu ihm.

»Ja, Detective Abrams?«

»Wenn Sie den Schreibtisch untersuchen, kümmern Sie sich bitte besonders um das Glas. Ich brauche einen toxikologischen Bericht zu der verbliebenen Flüssigkeit und allen Rückständen am Glas. Natürlich auch Fingerabdrücke.«

»Selbstverständlich, Sir.« Die Technikerin machte sich rasch eine Notiz, bevor sie zu ihren Kollegen zurückkehrte.

»Also«, sagte Martine, während Levi hinter dem Tisch hervorkam und zu ihr trat, »wenn man einen Menschen ermorden will und sich die Mühe macht, ihn unter Drogen zu setzen, warum bringt man ihn dann nicht gleich mit einer Überdosis um?«

»Der Killer wollte ihm die Kehle aufschlitzen«, vermutete er zögernd. »Jemanden mit Drogen zu töten, ist nicht dasselbe wie mit dem Messer. Es vermittelt nicht dieselbe unmittelbare emotionale Befriedigung. Kein Blut – kein Nervenkitzel.«

»Mein Gott.« Sie schwieg einen Augenblick und kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe. »Na gut. Man möchte also jemandem die Kehle durchschneiden, aber man betäubt ihn zunächst, weil ... weil alles hübsch unauffällig ablaufen soll, man will ja nicht riskieren, dass das Opfer um Hilfe ruft oder sich übermäßig wehrt. Vielleicht ging es dem Täter darum, einen Kampf zu vermeiden, weil die Gefahr bestand, ihn zu verlieren.«

»Er könnte kleiner als das Opfer sein. Beziehungsweise die Opfer.«

»Falls es sich um einen Serienkiller handelt ...«

Levi schüttelte den Kopf. »Wir dürfen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Du hast recht, zwei Leichen reichen nicht aus, um diese Theorie zu stützen. Wir müssen erst überprüfen, ob es eine persönliche Beziehung zwischen ihnen gab.«

Doch alle Logik konnte nicht verhindern, dass er ein ungutes Gefühl im Magen hatte, das er seiner Erfahrung und Intuition zu verdanken hatte. Nach Martines Gesichtsausdruck zu schließen, empfand sie ähnlich.

Obwohl er die Antwort bereits kannte, fragte er: »Willst du hierbleiben und die Tatortermittlung leiten oder die Frau vernehmen, die ihn gefunden hat?« Martine war eine geborene Anführerin und gab gern den Ton an, während Levi lieber allein arbeitete.

»Ich bleibe hier«, sagte sie, bevor sie hinzufügte: »Ich habe keine Lust, mitten in der Nacht zum CCDC rüberzufahren.«

Er war überrascht – es gab keinen Grund, eine Zeugin ins Clark County Detention Center zu bringen, die Haftanstalt von Las Vegas, wo auch Untersuchungshäftlinge untergebracht waren. »Was macht sie denn dort?«

»Hast du es nicht mitbekommen? Sie hat einen der Streifenbeamten angegriffen, die auf den Notruf reagierten.«

Levi blinzelte. »Was? Warum?«

»Sie ist Osteuropäerin – aus der Ukraine oder so, soweit ich gehört habe – und scheint kein großes Vertrauen zu Polizisten zu haben. Eines von unseren Genies in Uniform hat gedroht, die Einwanderungsbehörde zu verständigen, wenn sie nicht kooperiert. Sie ist weggerannt, er hinterher, und sie hat ihm glatt einen Kinnhaken verpasst.«

Levi verdrehte die Augen. »Wer war der Beamte?«

Martine grinste. »Rate mal.«

»Gibbs«, sagte er angewidert. Jonah Gibbs war ein impulsiver Hitzkopf mit großer Schnauze und mehr Mumm als Verstand. »Eines Tages sorgt er noch einmal dafür, dass das Department verklagt wird.«

»Mal sehen, vielleicht gibt er mit einem schönen dicken Bluterguss eine Weile Ruhe.«

Levi warf einen Blick auf die Uhr. Er überlegte, wie lange es dauern würde, diesen Schlamassel beim CCDC zu regeln, bevor er überhaupt die Gelegenheit bekam, mit der Zeugin zu sprechen. Er seufzte schwer. Er hatte schon eine fast

zehnstündige Schicht hinter sich gehabt, als man ihn zum Tatort gerufen hatte. Da er und Martine den Campbell-Mord bearbeiteten und einem der Uniformierten die Verbindung aufgefallen war, hatte man ihnen diesen Fall zusätzlich übertragen, obwohl sie nach dem Rotationsprinzip ihrer Einheit eigentlich nicht dran gewesen wären.

»Ich fasse es nicht, dass ich Stanton schon wieder versetzen muss. Er wird nicht begeistert sein.«

Martine winkte ab. »Er weiß, wie es ist, mit einem Cop zusammenzuleben. Das geht jetzt schon drei Jahre, oder? Er wird darüber hinwegkommen.«

Levi antwortete nicht. In letzter Zeit ließ Stanton immer öfter spitze Bemerkungen über Levis lange, unregelmäßige Arbeitszeiten fallen, über die Gefahr, der er sich aussetzte, und darüber, was das alles für ihre gemeinsame Zukunft bedeutete.

Besonders empfindlich reagierte er, seit ...

»Detective Valcourt, haben Sie einen Moment Zeit?«, fragte der Tatortfotograf Martine. Fred hatte schon oft mit ihnen beiden gearbeitet und musste daher nicht fragen, wer die Leitung hatte.

Levi nutzte die Gelegenheit, um sich zu verabschieden und zu gehen. Er trug sich bei den Beamten an der Tür aus dem Tatortprotokoll aus, streifte Handschuhe und Überschuhe ab und ging durch den luxuriös gestalteten Flur zu den Fahrstühlen im Zentrum der fünfundzwanzigsten Etage, wo er den Knopf für die Fahrt nach unten drückte.

Während er wartete, bemerkte er eine Überwachungskamera hoch oben in einer Ecke, die einen Panoramablick auf den Bereich vor den Aufzügen hatte und ein ganzes Stück des Korridors in beiden Richtungen erfasste. Er zog sein Mobiltelefon hervor, um Martine eine Textnachricht zu schicken.

Vielleicht hatten sie Glück.

\* \* \*

Dominic klingelte an der Tür eines Hauses im Ranch-Stil in Henderson. Es war klein, grob verputzt, und die Dachziegel fügten sich nahtlos in die wüstenartige Umgebung ein. Es gehörte zu einem Dutzend von Häusern, die sich ähnelten wie ein Ei dem anderen, und lag in einem verschlafenen Viertel, in dem es still wurde, wenn die Nacht anbrach.

Er wartete, zupfte am Schirm seiner leuchtend roten Baseballkappe und rollte die

Schultern unter der farblich dazu passenden Windjacke. Beide trugen das auffällige Logo von »Pete's Premium Pizza«. Der Leiter der hiesigen Filiale war sehr hilfsbereit gewesen, begeistert von dem Gedanken, an der Verhaftung eines Kautionsflüchtlings mitzuwirken. Doch selbst seine größte Jacke reichte nicht, um einem Mann von Dominics Größe und muskulösem Körperbau bequem zu passen.

Die Jalousie am vorderen Fenster flatterte. Sekunden später öffnete Danny Ruiz die Tür, den Blick ausschließlich auf die Pizzaschachtel in Dominics linker Hand gerichtet.

Dominic drängte sein aufwallendes Triumphgefühl gewaltsam zurück. Er hatte auf die harte Tour gelernt, sich bei der Arbeit nie zu entspannen, bevor seine Beute in Polizeigewahrsam war – zu viel konnte schiefgehen.

»Wurde auch Zeit, Mann.« Ruiz griff mit einer Hand nach der Pizza und hielt Dominic mit der anderen eine Handvoll Geld hin. »Der Typ am Telefon sagte, eine halbe Stunde.«

Der Typ am Telefon hatte natürlich die Zeit nicht mit einrechnen können, die der Manager gebraucht hatte, um Dominic von Ruiz' Bestellung zu unterrichten, und Dominic selbst, um sich vorzubereiten. Er überließ Ruiz die Pizza, nahm das Geld aber nicht an.

»Tut mir leid, Mr Ruiz«, sagte er.

Ruiz erstarrte, und sein Blick schnellte zu Dominics Gesicht. Er hatte die Pizza unter dem Namen des Cousins bestellt, bei dem er sich seit zwei Wochen versteckt hielt.

»Daniel Ruiz, ich bin von Sin City Bail Bonds ermächtigt, Sie festzunehmen und der Polizei ...«

Ruiz ließ Pizza und Bargeld auf der Stelle fallen, wirbelte herum und stürmte zurück ins Haus. Dominic stöhnte und nahm die Verfolgung auf.

Das Haus war klein, aber gemütlich eingerichtet. Überall auf dem Boden lag Spielzeug herum, und an den Wänden hingen Fotos von zwei süßen Kindern. Dominic achtete nicht darauf – der Cousin war mit seiner Frau und den Kindern übers Wochenende bei der Großmutter. Dieser geplante Ausflug war der Grund dafür gewesen, dass Dominic bis heute damit gewartet hatte, Ruiz zu verhaften, den er schon zwei Tage zuvor aufgespürt hatte.

Ruiz umrundete die Couch im Wohnzimmer, doch Dominic sprang darüber hinweg, sodass er dem Mann direkt auf den Fersen war, als er in die Küche im

rückwärtigen Teil des Hauses rannte. Ruiz riss die Hintertür auf, und dann kam er mit einem erschrockenen Aufschrei schlitternd zum Stehen.

Auf der Hintertreppe wartete eine fünfundvierzig Kilo schwere Mischlingshündin, halb Schäferhund, halb Rottweiler. Rebel saß wachsam da, die Ohren aufgestellt, die Aufmerksamkeit voll auf Ruiz und jede seiner Bewegungen gerichtet. Sie zeigte kein Zeichen von Aggressivität. Das würde sie nur auf Dominics Befehl tun, und das hob er sich als allerletztes Mittel auf.

Ruiz sah sich nach Dominic um, der in der Küchentür stehen geblieben war. Während Ruiz verzweifelt hin und her blickte, las Dominic den Zwiespalt in seiner Miene. Sollte er sich für den muskelbepackten Mann entscheiden, der doppelt so groß war wie er, oder für den Hund, der ihm in Sekundenschnelle an die Kehle gehen konnte?

Natürlich hatte er im Grunde überhaupt keine Wahl, und deshalb blieb er wie erstarrt stehen. Dominic setzte die Baseballkappe ab, warf sie beiseite und fuhr sich mit der Hand durch die Haare, um sie wieder zu richten.

»Sie haben Ihren Verhandlungstermin verpasst, Mr Ruiz. Sie wissen, dass ich Sie festnehmen muss.«

»Ich konnte es ihnen nicht zurückzahlen«, flüsterte Ruiz. »Ich hatte einfach nicht das Geld.«

»Ich verstehe«, sagte Dominic. Das war die Wahrheit. Er brachte mehr Verständnis für Ruiz' Lage auf, als die meisten seiner Kollegen gehabt hätten. »Aber Sie haben alle Möglichkeiten ignoriert, Ihre Schulden abzarbeiten, bevor es zu einer Anklage kam. Und dann haben Sie die Flucht ergriffen, nachdem Ihre eigene Mutter für Sie Kautions gestellt hatte. Je länger Sie es hinauszögern, desto schlimmer wird es am Ende für Sie.«

In Nevada galt es als Äquivalent für einen ungedeckten Scheck, wenn man einen Casinokredit nicht bediente – versuchter Betrug, ein Kapitalverbrechen, sofern der Betrag hoch genug war. Indem Ruiz die Anstrengungen des Casinos ignoriert hatte, die Angelegenheit irgendwie zu regeln, bevor es bei der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattete, hatte er sich tief in die Klemme gebracht.

Dominic löste ein Paar Handschellen vom Gürtel und näherte sich Ruiz langsam mit ausgebreiteten Armen. »Ich will Ihnen nicht wehtun.«

Aber er würde es tun, wenn es sein musste. Er besaß einen Waffenschein, der es ihm erlaubte, eine verdeckte Pistole zu führen, und er ging nie ohne die Glock im

Halfter unter dem linken Arm zur Arbeit. Bis heute hatte er sie noch nie gegen einen Kautionsflüchtling einsetzen müssen, aber sein Elektroschocker und das Pfefferspray kamen häufig zum Einsatz.

Ruiz wich einen Schritt zurück, zuckte dann jedoch zusammen und erstarrte, als Rebel warnend knurrte. Er zitterte am ganzen Körper.

Vorsichtig und auf jede plötzliche Bewegung achtend, verringerte Dominic die Distanz. Obwohl Ruiz eher zum Wegrennen als zum Kämpfen zu neigen schien, waren Menschen zu erstaunlichen Dingen fähig, wenn sie mit dem Rücken zur Wand standen. Und die Küche, randvoll mit potenziellen Waffen, war einer der ungeeignetsten Orte dafür, sich auf eine handgreifliche Auseinandersetzung einzulassen.

Ruiz wippte auf den Fußballen, atmete schnell und blickte um sich, als gäbe es irgendwo einen Fluchtweg, den er übersehen hatte.

»Ihre Mutter hat ihr Haus als Sicherheit für Ihre Kaution hinterlegt. Wenn Sie nicht mit mir kommen, wird sie es verlieren. Ist das die Art von Sohn, die Sie sein möchten?«, sagte Dominic mit sanfter Stimme.

Ruiz schloss die Augen, während er resigniert die Schultern hängen ließ. »Scheiße«, murmelte er und hielt Dominic die Handgelenke hin.

»Vielen Dank.« Die Handschellen klickten, und Dominic tastete Ruiz nach Waffen ab. Wie erwartet fand er keine. Er piff nach Rebel, schloss die Hintertür und sperrte sie ab.

Beim Verlassen des Hauses bückte er sich, um das verstreute Geld aufzusammeln, und legte es säuberlich auf eine Kommode. Die Pizza nahm er allerdings mit, denn er wollte nicht, dass die Familie eine Schachtel mit vergammeltem Käse vorfand, wenn sie am Sonntag nach Hause kam.

Außerdem, warum eine gute Pizza verderben lassen?